

Adrien Pasquali

La Matta

Roman

verlag **die brotsuppe**

Adrien Pasquali

La Matta

Roman

aus dem Französischen von
Gabriela Zehnder

mit einem Nachwort von
Odile Cornuz

verlag die brotsuppe

Originaltitel: La Matta

© Éditions Zoé, 11 rue des Moraines, 1227 Carouge-Genève

www.editionszoe.ch

La Matta wurde 1994 mit dem Prix Lipp ausgezeichnet.

chreihe

*Literatur aus der Schweiz
in Übersetzungen*

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung der *ch* Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit, Organisation aller 26 Kantone. Die Übersetzung wurde von Pro Helvetia subventioniert.

prohelvetia

www.diebrotsuppe.ch

ISBN: 978-3-905689-25-9

Alle Rechte vorbehalten

© 2009, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Übersetzung: Gabriela Zehnder, Cavigliano

Lektorat: Daniel Rothenbühler

Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel

Herstellung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Datensind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Für den, der es nicht fassen konnte

Von den Aussenbezirken der Stadt aus will er den Bus nehmen. Die Linie ist nicht mehr in Betrieb. Schon lange nicht mehr, erklärt man ihm mit ironischem Fatalismus; er ist nicht auf dem Laufenden. Der Angestellte am Schalter versichert ihm, dass auch hier Dinge passieren, nicht nur in der Hauptstadt. Wenn die Skandale hier ankämen, seien sie aufgeblasen durch die Distanz: Sie hätten nichts Menschliches mehr; sie seien nur noch eine theatralische Form von Banalität. Was glaube er denn: Die Stilllegung einer Buslinie sei ein Ereignis. Er könne ja anderswohin fahren; die anderen Fahrtziele seien verfügbar. »Womit kann ich ihnen dienen?«

Er kehrt ins Dorf zurück.

Ein Taxi bringt ihn bis zum letzten Hügelzug, nicht weit von der Flussmündung entfernt. Er möchte den Weg zu Fuss fortsetzen; zwei, drei Kilometer. In den Reiseführern wird diese Strecke als Panoramastrasse bezeichnet; für ihn ist sie ein Wehrgang: Das Dorf oben auf dem Kap bildet das Herz einer Herrschaft. Jetzt, da es keine Feinde mehr gibt, ist diese Festung unbezwingbar: Sie trotzt jedoch weiterhin, mit nichts als

ihrer Hartnäckigkeit, unversöhnlich, verschlafen; jede andere, sichtbarere Verteidigung wird zur Provokation. Das sachkundig vernachlässigte Ackerland rund um die letzten Häuser der Ebene schürt keinerlei Neid. Ein ausrangierter Eisenbahnwagen steht im hohen Gras, die Scheiben sind zerschlagen; unleserliche Graffitis bedecken eine ganze Seite des Waggons. Schade: Sie sagen etwas, und es betrifft ihn vielleicht.

Die Strasse steigt stufenweise an; ohne Nachsicht für den Wanderer oder den Radfahrer führt sie über längere Stücke fast unmerklich, aber stetig bergan, um sich in den Kurven jäh aufzurecken. Der Wanderer beginnt im Zickzack zu gehen auf der Fahrbahn, sogar auf den geraden Strecken; er schwankt unter dem Gewicht seines Körpers. Doch er hält den Kopf hoch; eine gewisse Steifheit umklammert seinen Nacken.

Er kommt bei einer der engen Rechtskurven an; er gönnt sich ein wenig Langsamkeit. Sich ausruhen kommt nicht in Frage: Der Körper würde sich nicht mehr in Bewegung setzen. Die Buslinie ist tatsächlich stillgelegt; von einem ehemaligen Wartehäuschen bleiben nur die rostige Metallbank und ein Teil des Vordachs übrig: Eine Reklametafel liegt in tausend Stücken zwischen den Kastanien- und Olivenbäumen verstreut, die den diesseitigen Hang des Hügels bedecken. Blechteile, deren Farbe noch sichtbar ist, sind an die Stämme der umliegenden Bäume genagelt; ein Jungenstreich.

Eine Zigarette; ein paar Autos, Modelle in verkleinertem Massstab, das Bild seiner Kindersammlungen. Eine weitere Zigarette, die er sogleich wieder ausdrückt. Er verstaut unter der Bank einen kleinen Kof-

fer, der die Aktentasche enthält. Er verlässt die Strasse und läuft mit grossen Schritten einen noch steileren Weg bis zum Kiesstrand hinunter: Nass, fast schwarz, mischen sich die Kiesel mit dem undurchdringlichen Sand, der sich jedesmal, wenn das Wasser zurückfliesst, mit Schaum überzieht.

Ein paar Meter weiter vorne ringt ein kleiner Fischkutter mit dem Tod; der Bug rammt sich in den Kies, während das Heck von einer stärkeren Wellenbewegung leicht angehoben wird. Es sieht aus, als wollte sich das Boot ganz auf den Strand emporziehen, in einem Aufbäumen des stellenweise noch blasslilafarbenen Rumpfs; am Ende jeder Bewegung scheint es sich vom Ufer losreissen, sich zurückziehen zu wollen, um in seinem Element zu versinken. Der Kiel ist aufgeschürft; eine höhere Welle erschüttert das Boot heftiger: Es legt sich stark krängend auf die andere Seite. Das Knirschen von Holz und Kies lässt die zwischen den Algen und Abfällen herumpickenden Möwen auffliegen. Dem Schaukeln des Wracks folgend, macht das Ruder ein paar Umdrehungen nach rechts. Und dann eine oder zwei Umdrehungen in die andere Richtung, nach links, nach rechts; weniger aus Unwillen, als um das Manöver zu variieren. Als er im Laufe dieses Hin und Her gegen einen unsichtbaren Prellbock geworfen wird, stösst der Kutter raue, noch unheimlichere Klagelaute aus.

Er setzt sich auf ein muschelüberzogenes Riff, zieht die Schuhe aus und blickt auf seine Füsse im fast braunen Wasser; sie gehören ihm nicht mehr. Ein anderer als er, oder er selbst in einem anderen Alter, verliert sich

in so wenig Wasser. Seine Erinnerungen, seine eigenen Träume sind auf Sand gebaut; wenn er sie findet, dann nicht, weil er sie sucht, sondern weil sie abzudriften scheinen; er ist fehlbar. Da fällt ihm die Geschichte jenes schönen Jünglings ein, der in den goldenen Jahren der grossen Schifffahrtsgesellschaften als Steward an Bord eines Ozeandampfers angeheuert hatte.

Der andere kennt die Paneelen der schwimmenden Speisesäle, die Kristalllüster, das Silberbesteck. Jeden Abend trägt er seine jugendliche Eleganz zwischen den Pelzmänteln und Fräcken zur Schau, um die er sich am Nachmittag kümmert. Am Kapitänstisch wird immer er empfohlen. Mit den grosszügigen Trinkgeldern weiss er nichts anzufangen; bei den Aufenthalten in den Häfen bereichert er seine ohnehin schon luxuriöse persönliche Garderobe; er zieht sie nie an.

Die Dienstuniform mit den vergoldeten Knöpfen verleiht ihm eine beneidenswerte Figur. Ein feiner Schnurrbart vollendet das Erscheinungsbild; er hat ihn sich auf Anraten einer jungen slawischen Sängerin wachsen lassen; er führt sie auf die Bühne des Bordtheaters, anlässlich der Abendveranstaltung, die zu Ehren einer hochgestellten Persönlichkeit irgendeines kulturellen Unternehmens organisiert wird; einer Film- oder Literaturfirma, wohl eher einer Filmfirma.

Zwei, drei Mal pro Jahr weilt er im Dorf. Er bringt in seinem Gepäck eine ganze Anzahl prachtvoller Kleider mit, die er nicht tragen kann. Das Lächerliche an der Situation: Seine Mutter und seine Schwester schliessen die Kleidungsstücke in das feuchteste Zimmer des Hauses ein; nach einigen Monaten schaffen sie sie fort

und zerreißen ohne Bedauern die Stoffe, die eine solche Lagerung überlebt haben. Ein besonnenerer oder durchtriebenerer Kopf würde sich überlegen, irgendwelchen Nutzen zu ziehen aus dem weltlichen Handel mit diesen Kleidern von einem anderen Planeten; sie nicht. Die Einfachheit dieser Frauen erscheint vielen grausam; dabei schmücken sie sich nur mit der lächerlichen Tugend, die sie verpflichtet, nichts zur Schau zu stellen: Der Fluch beginnt mit dem Neid des Nachbarn. Gold und Seide sind den kirchlichen Würdenträgern vorbehalten, daran gibt es nichts zu rütteln, Punktum.

Jedesmal, wenn er sich wieder einschiff, nimmt er eine reiche Auswahl an mütterlichen Verweisen und Schluchzern mit. Die Schwester macht ihm immerhin Komplimente für seine stattliche Erscheinung; der Vater richtet es so ein, dass er bei der Szene nie zugegen ist.

Mit vierzig wird er endgültig aus dem Dienst entlassen; er bemüht sich, plausible Gründe zu liefern; vergeblich. Sein Schwager vermittelt ihm eine ebenso gesicherte wie unbedeutende Anstellung bei der Verwaltung. Er verliert die Zähne vor lauter Langeweile und Bonbonlutschen: Er behauptet, die Gewohnheit während seiner Glanzzeit auf See angenommen zu haben. Andere vermuten eine Tropenkrankheit, die er eifersüchtig hegt, wie eine seltene Perle: Er hat sie dazu ausersehen, das Leben seiner Angehörigen zu vergiften, die ihm so wohlgesinnt sind.

Er heiratet; oder wird verheiratet, die Sache bleibt ungewiss. Seine Frau hat drei Kinder; oder man macht ihm drei Kinder: Ohne Prahlerei meldet er seine Zweifel an. Das bringt ihm das hämische Grinsen der Jün-

geren ein; die Achtung der Älteren ist ihm sicher: Sie allein kennen die Wahrheit, vielleicht.

Jeden Sonntag lädt er seine nahen Verwandten ein; das Zeremoniell der Mahlzeit ist unwandelbar. Er zieht seine Stewarduniform an; die vergoldeten Knöpfe und die betressten Epauletten gehen nach und nach verloren. Er besteht darauf, die am Vortag von seiner Frau zubereiteten Gerichte allein zu servieren; die zehn, zwölf Gäste sind überzeugt, zu Tisch vorgeladen zu sein: Zuschauer und Opfer, jetzt sind sie an der Reihe; es gibt kein Entrinnen.

Die Gäste klingeln, und jedesmal ist er noch dabei, sich zu pudern; es ist allen untersagt, ihn im Badezimmer zu stören. Seine Frau darf weder den Tisch decken noch die Gerichte aufwärmen. Alle sind da; glühend und verblüht hält er im Wohnzimmer Einzug. Er lutscht Bonbons, um das Hungergefühl zu betäuben, und um sich den Anschein von Beschäftigung zu geben; an Kinder wie Erwachsene verteilt er Komplimente und Lächeln, Liebkosungen und Dankeschöns: Das steht ihm zu, niemand spricht es ihm ab. Er verheißt einen strahlenden Nachmittag, viel sonniger als der Vortag. Er begründet seine Verspätung nicht, doch erklärt er seine plötzliche Eile mit verschiedenen Tatsachen: Die Dame der Kabine 9 vom zweiten Achterdeck habe ein bösesartiges Nasenbluten; der Schiffsarzt behaupte, es gebe gutartige. Alles sei wieder in bester Ordnung, wenn die Damen und Herren bitte Platz nehmen wollten; auch die Kinder, natürlich. Er serviert zuerst die Aperitifs. Mit mechanischer und unkontrollierter Hast stellt er dann die verschiedenen Gerichte auf den Tisch, Vor-

speisen, Suppen, Fleisch, Fisch, Gemüse, Käse, Früchte. Er beansprucht das ganze Verdienst der Zubereitung für sich allein; das ist der geschuldete Preis für seine glorreiche Vergangenheit und die spätere Entlassung. Jedem ist daran gelegen, Haltung zu bewahren; die Nachsicht ist grenzenlos; man achtet darauf, ordentlich zu essen. Er hört die Komplimente nicht mehr, die man ihm ständig macht; er bittet um die Erlaubnis, die Tafel zu verlassen. Er sinkt in einen Sessel neben der Verandatür, die auf einen von Brombeergestrüpp überwucherten Garten hinausgeht; der ältere Sohn versäumt es, sich darum zu kümmern. Er lockert den Kragen seiner Uniform, entblösst einen schlecht rasierten Hals; seine Tochter eilt herbei, trocknet ihm Stirn und Nacken, die mit kaltem Schweiß bedeckt sind. Er hört nicht auf die Ratschläge, die inständigen Bitten, er solle sich hinlegen; wenigstens für einen Augenblick.

Die Mahlzeit ist mit Ach und Krach über die Bühne gebracht. Die Hoffnung auf ein Mittagessen, das der Inszenierung würdig wäre, wird auf den nächsten Sonntag verschoben; es gibt kein Entrinnen. Nun kommt der peinlichste Moment, denn es ist noch nicht genug: Er fängt sich und lässt sich herbei, erneut am oberen Tischende Platz zu nehmen. Er ist der Gastgeber, und nicht mehr der Kellner; er überzeugt sich vom Ausmass des Desasters. Er beweist Hellsicht; er klagt seine Nachlässigkeit an, seine schwindenden Kräfte, doch er entschuldigt sich nicht. Er bittet jeden um Verständnis; als man es ihm gewährt, leert er Schlag auf Schlag fünf Gläser jenes Weins aus der Gegend, den ihm sein Kapitän bei jedem Einschiffen ablockte: Er hat noch meh-

rere Dutzend Flaschen davon, so genannte Gedenkflaschen. Sogleich dreht sich ihm alles im Kopf; sein Zustand verschlimmert sich. Nachdem er den Kragen aufgehakt hat, knöpft er die ganze Jacke auf, wobei ein paar Knöpfe des Ärmels abplatzen. Er versinkt im Marasmus des Gejammers, das er an seine unmittelbare Umgebung richtet, seine Frau, die Kinder; jeder wird beschuldigt, die unermesslichen Fähigkeiten des Gatten und Vaters zu missachten, der früher einmal. Doch sie wissen nichts mehr von jener Zeit und tun gut daran zu schweigen: Sie schlagen die Augen nieder, eine solche Grösse soll sie nicht schluchzen sehen. Er steht überall auf der Welt in hohem Ansehen; wollen sie Beweise? Und er zählt all die glänzenden Zukunftsaussichten auf; ein Zeichen von seiner Seite, und alles ist noch möglich. An diesem Punkt wettern die Mutter und die Schwester gegen den verstorbenen Vater; sie bekreuzigen sich gleichzeitig, und des Heiligen Geistes. Die Ehefrau fasst sich wieder; sie schiebt ein Bonbon in den Mund des Mannes; die Worte, mit denen sie ihn verteidigt, lassen glauben, er gehöre nicht zur sonntäglichen Versammlung. Das ist das Zeichen zum Aufbruch.

Die Kinder rennen durch die Gartenwege davon; man sieht sie zwischen dem Brombeergestrüpp; sie folgen der Einfassung aus Steinen, die zum grossen Teil angeschlagen sind. Die Erwachsenen umarmen sich vor der Haustür; sie unterstützen und trösten einander. Sie vergessen nicht, sich für den nächsten Sonntag zu verabreden; zur gleichen Zeit, wenn möglich, oder ein bisschen früher, wenn die Tage kürzer werden. Es muss nun einmal sein.

Die Ehefrau räumt das Esszimmer und die Küche auf; sie lutscht ein Bonbon; er zieht sich um. In der Bar trinkt er einen Kaffee in Begleitung seiner Gäste von vorhin; er erkennt sie nicht mehr. Ihm ist, als würde er nach langer Abwesenheit heimkehren; er möchte einem von ihnen Fragen stellen, doch er findet die Worte nicht. Er gibt zu viel Zucker in seinen Kaffee; er fragt sich, warum wohl. Dieser andere ist für die hohe See gemacht, nicht für das Festland.

Die Stunden des Morgens reihen sich an die Stunden der Nacht. Der Halbschlaf macht die Gedanken träge; er tut sich schwer, die Geschichte des gestrandeten Schiffsstewards zu beenden. Oder versucht er nur umständlich, sich schwer zu tun mit einer im Grunde gar nicht so weit zurückliegenden Erinnerung, und nicht mit der Geschichte, die schon viel älter ist? Er mag die Dinge nicht überstürzen; er bemüht sich nach Kräften, sich den entscheidenden Momenten langsam zu nähern, obschon man ihm zuredet, direkt aufs Ziel zuzusteuern. Das geht nicht ohne Enttäuschungen; vor allem, wenn sein innerer, physiologischer und spiritueller Rhythmus sich erheblich verlangsamt: Ständig erinnert man ihn daran, dass das Leben draussen ihn immer wieder überholt, an ihm vorbeigeht; ständig können die Ereignisse ihm zuvorkommen. Er schenkt dem wenig Beachtung. Der Arzt hat nichts Anormales festgestellt; aber das ist eine andere Geschichte. Was die Geschichte des Schiffsstewards betrifft, so nimmt er sich Zeit, sie sich ganz ins Gedächtnis zurückzurufen. Es gelingt ihm beinahe, und er ist befriedigt; sie zu zerstückeln und dann mit willkürlich kombinierten Bruchstücken wie-

der zu einer Folge zusammzusetzen, nützt ihm nichts. Das gilt zumindest für die Geschichten der anderen: Sie müssen nur einmal dienen, und auch das nur selten. Wenn er einen Sinn in ihnen sieht, lässt er sie nicht mehr so schnell los; wenn er trotz allem einmal redet, dann nicht, um nichts zu sagen, sondern eher, um nicht gehört zu werden. Er liebt die Geschichten, aber was er sucht, ist eine Art zu sein; eine Richtschnur.

Er verlässt die Klippe; der Kies unter seinen Füßen ist glühend heiss. Er drückt die Sohlen in den Boden; jede kleine Einbuchtung füllt sich sofort mit Wasser. Die himmelblaue Kabine nimmt ihr unbewegliches Stampfen wieder auf. Die Agonie der Gegenstände: Das hier ist eine, sie erscheint ihm ergreifender als diejenige der kraftstrotzenden Menschen. Das heisere Schweigen des Boots, frei von Resignation, tritt an die Stelle der utilitären, überkommenen Fügsamkeit. Da ist plötzlich nur noch ein Plätschern von weissen, dann grauen und erneut sichtbaren Flügeln in der einsamen, dichten Luft. Er schlüpft in die Schuhe und zieht die Jacke aus, die er mit einem Finger über der Schulter trägt. Um das andere Handgelenk wickelt er seine schwarze Krawatte auf, wickelt sie in die andere Richtung rasch wieder ab: Um ein Haar lässt er sie zu Boden fallen. Zwei Mal, vier Mal fängt er sie wieder auf; er steckt sie in die Hosentasche. Er schaut noch einmal auf das Meer, die Wellen, den Kutter, die Küste, und rückwärts: den Kutter, die Wellen, das Meer, die Wellen, den Kutter, die Küste, den Kutter, ein letztes Mal. Er geht raschen Schrittes durch den trockenen Farn, der die Olivenhaine im

unteren Teil säumt. Er hat das Gefühl, eben an Land gegangen zu sein; aber von woher? Ein Wrack strandet: Er ist der blinde Passagier, denn die Mannschaft weiss nichts von ihm; so soll man landen, lange nach dem Anlegen. Er ist darauf gefasst, unerkant zu bleiben, ohne unkenntlich zu sein. Er mag sich täuschen; das weiss einer nie, wenn er nicht in die vorderste Linie rückt. Doch er agiert lieber unauffällig, mit den gerade verfügbaren Mitteln.

Er verlässt den Strand, trampelt ungewollt ein paar Farnwedel nieder. Er fährt mit einem Taschentuch über seine Schuhe.

Er gelangt wieder auf die Strasse; er nimmt seinen Koffer und setzt den Aufstieg auf der rechten Seite der Fahrbahn fort. Im niedrigen Gras schont er seine Schuhsohlen, seine Fusssohlen. Motorenlärm zerreisst die Luft in seinem Rücken; er kann ihn nicht lokalisieren, denn er scheint zwischen den Bäumen zu kreisen, bis hinunter zu den Klippen am Strand. Er gelangt auf seine Höhe und überholt ihn: ein Lieferdreirad zum Transport der Waren durch die engen Gassen der Dörfer.

»Kommen Sie von weit her? Ah, ich sehe: Sie sind nicht von hier! Und der Koffer ist schwer; steigen Sie auf!«

Der schrille Lärm des Motors erschüttert die Ladefläche des Fahrzeugs: Immer nahe daran zu explodieren, um nur ja nicht ins Stottern zu geraten. Er wird hinausgestossen aus der Stille der Umgebung, aus deren wahrer Natur von karger, kraftvoller Schönheit. Er steht hinter der Fahrerkabine, die Arme auf dem Dach

ausgestreckt: Der Krach peitscht ihm ins Gesicht; Krallen greifen nach ihm, scharf, schneidend wie die Kälte anderer Länder, in denen es eine Jahreszeit gibt, die Winter heisst. Hier trotz dieses Wetter der Luft eine masslosere Transparenz ab: Der Sommer ist drückend. Eine unmenschliche Jahreszeit, die jede lebende Präsenz, ob Mensch oder Tier, aus der Welt verbannt; für mehrere Stunden am Tag. Die Erde und die Vegetation sind sich selbst überlassen, versteinern allmählich; manchmal erholen sie sich wieder, selten; aber dann in aller Deutlichkeit.

Sein Koffer aus blauem Leder rutscht bei der geringsten Unebenheit der Strasse von einer Seite der Ladefläche auf die andere. Er trommelt auf das Blech der Fahrerkabine; er verleiht dieser Bergfahrt den unhörbaren Rhythmus eines mehr resignierten als triumphalen Marschs. In jeder Kurve drückt der Fahrer hartnäckig auf die Hupe, die den Motorenlärm durchbohrt: Die Tiere im Unterholz ergreifen die Flucht, ein entgegenkommender Radfahrer drückt sich vorsichtig an den Strassenrand; auch ein Auto hält an. Die engen Kehren bringen seinen Orientierungssinn durcheinander.

Das Fahrzeug, der Fahrer und sein Passagier holen einen dreirädrigen Leichenwagen ein; er ist auf dem Weg zum Friedhof des Dorfs oder jenes Weilers am inneren Hang des Kaps. Der Lieferwagen bremst ab; er fährt dicht auf, wie um den Leichenwagen anzutreiben. Der andere folgt schwerfällig seinem Weg; seine beiden Hinterräder bilden einen spitzen Winkel zur Strasse; die Reifen sind fast plattgedrückt. Worauf wartet er, um zu überholen? Es ist nicht mehr sehr weit; doch es gibt

keinen Grund, ihm als Trauerzug zu folgen oder ihm das Geleit zu geben. Jetzt schlägt er mit der Faust auf das Blechdach der Kabine; der Fahrer antwortet ihm, man überhole keinen Toten, wenn man nicht seinen Platz im Loch einnehmen wolle, das für ihn ausgehoben wurde. Er muss sich mit dieser Antwort begnügen; er wagt nicht zu fragen, was passiert, wenn der Leichenwagen eine Panne hat.

Ein anderer Hupton holt sie ein; eine Cabrio-Limousine: Der Fahrer hält das Lenkrad mit ausgestreckten Armen; er trägt eine Sonnenbrille, eine russige Bräune auf seiner nackten, von samtigem Grau überzogenen Brust; die Beifahrerin hat eine gelbe Filztoque auf dem blau schimmernden Haar, ein schwarzgetüpfeltes grünes Halstuch in der rechten Hand, die sie aus dem Fenster hängen lässt. Ihm scheint, ihre Blicke treffen im rechten Aussenspiegel einen Augenblick aufeinander. Die weisse Limousine verschwindet in der nächsten Kurve; nur der Leichenwagen fährt noch vor ihnen her. Seine Langsamkeit erscheint endgültig, zeitlos. Stur führt das Gefährt seine Arbeit aus, ohne grosse Zeremonie. Ein Transport, nichts weiter; es lässt sich durch nichts davon ablenken.

Er sitzt mit dem Rücken gegen die Fahrerkabine, dem Meer zugewandt: Er zählt die Handelsschiffe, die im nächsten Hafen einlaufen oder auslaufen. Vier, fünf; sie werden immer kleiner: Manche sinken bis über die Wasserlinie ein; andere scheinen leichter, jedoch genauso monströs, mit ihrem Achterdeck und ihren metallenen Aufbauten. Er sieht sie wie Spielzeuge für Kinder, die gegen ihren Willen gross geworden sind.

Auf diese Distanz, ausser Reichweite, fühlt er sich in Sicherheit. Alles Märchenhafte verflüchtigt sich als feuchter, salziger Dunst; was bleibt vor seinen Augen, ist nur eine geisterhafte Maschinerie.

Die Schiffe, die Hafenanlagen, ein paar Badeeinrichtungen; im Hintergrund die Berge und Hügel; die Flussmündung, zwei Fischerboote: Die Landschaft zieht sich zurück, entfernt sich von ihm; er weiss nicht, wohin er geht; dabei nähert er sich: Er blickt unverwandt auf die unendliche Weite des Meers, auf die Ebene, die Welt dort unten, die Welt von vorher. Doch nichts darf ihm nach hier oben folgen; nichts kann hinter ihm weiterbestehen. Weiss er, wohin er geht? Undeutlich; und ohne daran zu glauben, vielleicht.

Nach einem weiteren Ruck auf der holprigen Strasse dringt plötzlich ein Schrei aus der Fahrerkabine. Er hat keine Zeit, sich umzudrehen; ein Grabkranz rollt von hinten an ihm vorbei und saust hüpfend die Strasse hinunter, wie ein Pneu, den man auf der Böschung hochspringen lässt. Er wird immer schneller, verliert auf diesem Teufelsritt all seine Blumen: Ein Sakrileg, gemildert durch das unangebrachte Vergnügen, den Atem anzuhalten, innerlich zu wetten, wo das Geschoss wohl aufschlagen werde. Nach einem letzten Aufprall wird er vom Unterholz verschluckt.

»Sie kommen wenigstens wohlbehalten am Ziel an, und lebend. Nicht wie der dort ... Er war unser Schrittmacher, das ist immerhin etwas. Doch seine letzte Ruhestätte?«

Der Fahrer steigt nicht aus; trübe blickt er in die Richtung des Leichenwagens, der seinen Weg fortsetzt